

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

248 (23.10.1915) Unterhaltungs-Beilage

Die ... das jeder ...

Der ... das jeder ...

Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, den 23. Okt.

des „Volksfreund“

Nummer 248 — 1915

Aus den Sagen und den Gedanken einer Kriegerfrau.

Von ...

Karbei. — Noch seh ich dein fahles Gesicht im davorrollenden Eisenbahnwagen, noch höre ich immer die Musik, die mir noch immer in den Ohren klingt, dumpf und schwer, denn mir haben die hinken Marschmelodien voll Weh und Trauer geklungen. Viele Stunden sind sitzend verfloßen, rastlos, ruhelos. Um mich ist still und — ad — leer. Nur die Gedanken wandern immerfort. Nun muß ich also wieder lernen, allein zu gehen jedes für sich. Du gehst den schwersten Weg und ich muß ihn dich allein gehen lassen. Darum will ich auch meinen Weg tapfer gehen, denn ich weiß, du willst das so. Dann habe ich ja noch die Kinder, die nicht die Kinder sind, als ich sie heute zu Bett brachte, faltet die Kleinsten die Händchen und bittet: „Lieber Gott, daß der Krieg ausgeht, daß mein Papa wieder kommt. Amen.“

Heute hielt ich den ersten Gruß meines Mannes aus Feindesland in der Hand. „Kinder“, sage ich, „vom Vater.“ Meine Melodie wirkt einen Mord darauf, bittet den Kopf in meinem Schoß und weint. Nicht wie Kinder sonst weinen, sondern wie ein Hund aufseht, der seinen Herrn verlor. Und zum erstenmale weine ich mit. Mit verwunderten Augen sieht uns die Jüngste an und sagt: „Papa kommt doch wieder, er hat es ja gesagt!“ Nicht klein sein wollte ich, während die draußen kämpfen, hüten und sterben müssen. Und doch gelebt (in des Wortes nichternem Sinn geessen!) muß man doch haben, man kann sich nicht mit einer Handbewegung darüber hinwegsetzen. Deshalb habe ich die Summe, die ich für mich und meine beiden Kinder zum Leben habe, heute diätetisch, multipliziert, addiert und subtrahiert und herausgerechnet, daß ich 80 deutsche Reichspfennige für den Tag verbrauchen darf. Ich weiß nun nicht, woran es liegt, an der ehemaligen Herrschaftsbäuerin, die nicht sparen, oder an der ehemaligen Volksschülerin, die nicht rechnen kann, daß es mir nicht reicht. Was nun? Arbeiten, verdienen, selbstverständlich, aber was? Gelernt habe ich nichts weiter, was jetzt von Wert für mich wäre. In die Fabrik gehen? Hat man mir in meiner Heimat auf dem Lande nicht einst gesagt, daß das nichts Rechtes sei und habe ich nicht selbst die Nase über die gerämpft, die es taten. Freilich, schon lange ist es her, aber in irgend einem Winkel meines Herzens sitzt immer noch eine Ahnung quagen und dann, meine Kinder, soll ich nur das Recht haben, sie zu ernähren, nur für sie verantwortlich sein, nicht aber sie zu ernähren? Dagegen wehere ich mich. Monatsweise suche ich, immer gibt die eine Frau der anderen Suchenden die Türe in die Hand, oder wartet eine unten. So wenig also wird hier meine Arbeitskraft begehrt und ich schäme mich, daß ich auch unter den Suchenden bin. Doch ich muß Arbeit haben. Also weiter gesucht.

Nun habe ich „meiner Person“ den Standpunkt ordentlich klar gemacht. Du, sage ich mir, trage gefälligst den Kopf weniger hoch, du bist nicht mehr und nicht weniger als eines armen Kriegers Frau und brauchst Unterstützung, ob dir das paßt oder nicht, denn du läufst samt den Kindern demnächst auf den Strümpfen, nicht zu reden von all dem andern Vieles, das du doch notwendig hast. Aber irgendwo sitzt in mir der Nebel und schreit, nur, nur das nicht, du hast noch niemals im Leben um fremde Hilfe gebeten, auch dann nicht, wenn dir das Messer an der Kehle sah.

Du, schrei mal nicht so laut, sage ich, du kannst ein gut Teil von deinem Hochmut behalten, denn das, worum du da bittest, sollst du mit Almosen, diejenigen, die das geben, geben es gerne aus Dankbarkeit für unsere Truppen und weil sie wissen, daß das Leben in mir so unendlich viel schwerer ist, als das Leben. Oder ist es doch anders? Also hab ichs gewagt.

Vor der Türe bekomme ich ohne alle Ursache einen Krampf, aber ich trete dann doch ein. Was habe ich denn bekommen, frage ich mich unwillkürlich bei dem Verhör, das nun beginnt.

„Was arbeiten Sie denn?“ fragt der Mann in der Kanzlei gütlich. Meinen Haushalt, nähen, stricken, fliden, aus alten Sachen neue machen usw. wäre zu antworten. Da ich aber weiß und fühle, daß der hinter dem Bull das nicht als Arbeit bei einer Arbeiterfrau ansieht, sage ich kurz „nichts“.

„Was nichts? Ihr Mann ist nicht im Feld, ha ha!“

Bitte, sage ich, deshalb gerade bin ich hier, denn bis jetzt habe ich nichts gefunden.

„Und täglich werden so und so viele Frauen gesucht in den Heilungen“, sagt er. Darauf hatte ich natürlich nichts mehr zu sagen. Der verstand es ja doch nicht. Also erhalte ich Arbeitsanweisung.

Und nun nahe ich. Selbstverständlich gehts mit militärischer Pünktlichkeit. Es ist gewiß keine Kleinigkeit, so Tag für Tag, vom Morgen bis zum Abend, sich durch alle die vorgezeichneten Zentimeter und Millimeter büroguararbeiten und ich fange schon am nachts von Drillhöfen und Höfen zu träumen, denn ich fühle mich so ganz als Lehrjunge dabei, da ich zwar gelernt habe, wie man eine feine Maßigkeit zubereitet oder einen Parfettboden blank macht, nicht aber, wie man die Nadel führt. Zwar war ich mein eigener Lehrmeister seit meiner Verheiratung, aber die nötige Sicherheit fehlt mir eben. Dazu die Kinder und der Haushalt und der Mann draußen, der doch auch Nachricht will und immer bittet: schreib doch mehr, ausführlicher. Ja, es ist gewiß nicht leicht, aber es ist wenigstens Arbeit und ich halte verdientes Geld in Händen und kein Almosen. Nur die Tage, die haben Flügel und ich wünsche immer, sie wären nochmals so lang.

Dann bin ich mit meinen Kindern bei meinem alten Vater, bevor eine meiner Brüder in Rußland, der andere in Belgien kämpft und sonst niemand da ist zum Helfen. Es wäre so schön da, so ruhig, nicht mehr das Saßen und Jagen, man könnte aufstehen. Und dennoch frage ich mich: bin ich wirklich da aufgewachsen, hatte ich hier wirklich Heimat? Ich habe ein hübsches Kind, geben Sie ihr viel Milch“, sagt der Arzt. Ja, der Stadt konnte ich nicht viel kaufen, weil ich dazu kein

Geld hatte. Nun hoffte ich, es hier nachzuholen. So ging ich und fragte bei diesem und jenem Bauern, überall hieß es, wir können keine verkaufen, sie ist schon in der Centrifuge oder ich habe junge Schweine. Also schwerwiegende Gründe, um keine für ein kränkliches Kind abzugeben.

Dann ist da unser Nachbar zur Rechten. Er trägt einen Heilandsbart, hat drei erwachsene Söhne, keiner davon ist im Feld, ebenso kein Schwiegersohn von ihm. Ja, sagt der zu meinem Vater, der zwei Söhne und zwei Schwiegerjöhne draußen hat, „der liebe Heiland hilft uns“.

Heute kam er vom Schweinemarkt, junge Schweine hat er verkauft, fünf Raar, sechs Wodden alt. Nun sagt er stolz, „ein ganzes Vermögen gelten die heute“. Ja, der liebe Heiland hilft ihm eben.

Der Nachbar zur Linken, wir sprechen vom Krieg. „Was geht uns der Krieg an“, sagt er. Er hat einen großen Hof, nebenbei ist er Baum- und Parktraber, wie die Leute sagen. Seine besten Kunden sind gegenwärtig die Franzosen. Aber — was geht ihn der Krieg an.

Ich spreche mit einer Frau, deren Mann als Landsturmmann irgendwo in der Nähe eine Eisenbahnbrücke bewacht oder Gefangenen hütet. „Ja“, sagt sie, „er kommt nicht weiter fort, weil wir doch solch großen Hof haben und er öfter deshalb Urlaub bekommt, die Früchte müssen doch heim.“ Zur Arbeit hat sie Franzosen für dreißig Pfennig den Mann und den Tag. Nun, sage ich, „bei Euch ist es nicht so schlimm, Eure Männer nehmen ja die Höfe, also das Brot nicht mit. Wir aber haben nichts als die Reichsunterstützung und davon kann man nicht leben.“

Da läßt sie mich ohne Antwort stehen und geht. Verwundert sehe ich ihr nach. Was hatte ich denn unredlich gesagt. Vater kommt dazu und sagt: „Wie kommst Du auch so was sagen, sie bekommt nämlich auch Reichsunterstützung.“ Und dann wachte er sie mir alle auf, die Bauern, von denen ich geglaubt, daß es ihnen ihr Stolz niemals zuliebe, Reichsunterstützung anzunehmen. Dabei sind Ausprüche bei ihnen, wie „Dieses Jahr kann man was lösen“, nicht selten. Und weißt Gott, sie lösen etwas. Verwalter der Städte, merkt ihr, wie eure Gemüthsartigkeit da als Unrecht wirken muß?

Unter meinem Fenster diskutiert ein Trupp Bauern. Sie teilen natürlich Weigen, Frankreich, Rußland auf. Aber die Leierei von Wehl gefällt ihnen gar nicht. Da sagt mein Vater und lacht dazu: „Ich glaube, sie teilen demnächst auch das Geld.“

Ein Franzose kommt durch die Straße, ein kleiner Junge in den ersten Hofen hängt sich zutraulich an ihn. Und plötzlich erlöset ein frohes Aufschauen, der Franzose hält den kleinen Jungen auf dem Arm und sagt: „Bourgie Paris“, Der Kleine klacft in die Hände und zauft dem Gefangenen den Bart.

Ich bin wieder in die Stadt zurückgekehrt. Warum? Weil mein fünfundsiebzigjähriger Vater auch kein reicher Mann ist. Und dann, man ist ja solch ein ruheloser Gast und in der Heimat war ich heimloser denn je. Meine Seele ist ja draußen, wo alles Leben den Weg des Todes geht.

Heute war ich Zuhörerin einer ganz interessanten Unterhaltung. Stehen da ein paar Frauen oder Fräuleins beisammen und behandeln das Thema „Kriegerfrauen“ und ich höre gegen meinen Willen zu. Der einen wadelt vor moralischer Entrüstung der Hut auf dem Kopfe: „Das ist ein Skandal, wie die faulen ... sich aufzuführen. Spazierern kaufen sie den ganzen Tag, das Essen halten sie natürlich, keinen anständigen Mann lassen sie in Ruhe. Scham gibts nicht bei denen und von Arbeiten keine Spur, das „Rote Kreuz“ sorgt ja für alles. Was die sich für Dinge anschaffen, davon macht man sich kein Bild. Brauchen die Federn auf den Hüften, Teppiche in den Zimmern, Samtmäntel? Gramophone sogar sollen sie sich angeschafft haben. Keinen Pfennig sollte man ihnen geben!“ So ging das noch eine Zeitlang fort. Und ich stand dabei und hörte zum erstenmal, wie gut ich es in Wirklichkeit haben sollte.

Gibt es wirklich solche Schicksalsgenossinnen, die sich auf Kosten des Roten Kreuzes alle diese Dinge anschaffen können, ohne einen Finger zu rühren dabei? Nach meiner Erfahrung gewiß nicht. Täte es aber die eine oder andere doch, dann wären sie weiß Gott tüchtig genug, denn wir Kriegerfrauen sitzen doch im Glashaus, haben tausend und einen Aufpasser. Da ist zunächst die Nachbarsfrau. Ihr Mann ist nicht im Feld, sie lauert nun selbständig, sie weiß jeden Nach, jede Schürze und jeden Schuh von uns. Und selber forscht sie natürlich nicht aus, was wir vom Roten Kreuz bekommen, aber zu was sind denn die Kinder da. Hat sie erst einmal herausgebracht, daß man irgend etwas vom Roten Kreuz erhält, dann bekommt man einfach alles dorthin. Es wird ja dafür genug zusammengestellt, sagt sie. Gebettelt? Traurig genug, sagt man, daß man's betteln muß. Ja, sagt sie, ich bin jetzt schon so alt, ich habe noch nie Unterstützung erhalten, freilich, ich habe auch nie gebettelt.

Wieder das Wort „gebettelt“, das einem die Schamröte ins Gesicht treibt. Ist man klug genug, schweigt man, weil solche Leute zu einer geordneten Unterhaltung weder gewillt noch imstande sind. Tut man das aber nicht, dann schafft man sich eine Feindin, die es schließlich fertig bringt, all die möglichen und unmöglichen Dinge ans Rote Kreuz mutig, wahrheitsgemäß und ohne Unterstützung zu berichten. Darum: „Der vergiß ihnen.“ Auch denen, die solche Briefe beachten, vergiß.

Ich war so müd vom grauen Arbeitstag. Dem meiner Seele Flug gefangen lag. Es klappt — ein Brief — die Füge deiner Hand. Und plötzlich fühlt ich's, wie der Nebel schwand. Ja, Tröster sind's, die Briefe meines Mannes, nicht nutzlos soll ich werden, nicht verzagen. Nicht, daß ich ihm vorjammere und Klage, aber mein Mann draußen, der liebt wohl zwischen den Zeilen.

Wie aber, wenn sie nun einmal ausbleiben, die Briefe, bei deren Empfang man jauchzen und weinen könnte, was dann? Nicht auszuwenden ist's. — — —

Diesem Morgen schlingt meine Kleinsten die Arme um meinen Hals und sagt: „Mama, wenn geht endlich der Krieg aus?“ Ich und Schwesterchen beten doch immer, daß es Friede wird. Daß es Friede wird, Kinder, Friede wird und der Vater wiederläme und kein Rote Kreuz und kein Bettelstaf mehr nötig wäre. Kinder, Kinder, was wollen wir da anfangen! Spielte eure Mutter mit euch Ringelreihen oder Blindenspiele, oder was sonst?

Schicksal, laß Friede werden, denn du lästest nicht blühende Männer allein, du lästest Frauenfüßen ohne Zahl und dein Tritt geht glücklich über uns und unsere Kinderchen hin.

Aber still, mein Herz. Nichts von Jammer und Qual. Auch nichts von Entbehrung und Not, die unsere Augen trübe machen und die Kraft aus den Gliedern schwinden läßt. Nichts von alledem. Munter will ich sein und fröhlich, denn — ich will dem Vater einen Brief schreiben. — — —

Aus feldpostbriefen.

Nr. 4571. 9. Oktober 1915.

Aus den letzten Offensivtagen. Es ist recht nett von Dir, daß Du trotz Ausbleibens meiner Post über die Offensivtage bei Reims nicht an mein Verderben geglaubt hast, wie meine Angehörigen übrigens alle. Die darin zu erkennende Angewohnheit und Anspielung auf das alte Sprichwort ist zwar wenig schmeichelhaft, und ihr müßt schon auch einmal damit rechnen, daß es anders rum gehen könnte. Einer Anzahl unserer Leute hat diesmal die Gefangenschaft geküßt; sie waren schon „parti“ gegangen, wie es im Schützengraben heißt, aber wir holten sie bei unserem jamaiken Gegenstoß wieder heraus. Ich kann Dir nur versichern, die Franzosen werden sich später die Haare einzeln ausraufen, wenn sie einmal lesen werden, mit welchen „Kräften“ wir diesen Gegenstoß unternahmen. Uebrigens nahmen wir den Franzmannen bei dieser Gelegenheit außer dem Leutnant und den 70 Mann viel Getränk, guten Cognac, Wein, feine Bollenbrot, Feldbrot, Weizbrod, Schokolade und andere Abung ab. Gefucht haben wir wie unsere Bundesbrüder am Vosporus, daß wir nicht vor durften bis zur feindlichen Artilleriestellung, offenbar waren wir zu wenig zahlreich. Der Kommandierende General hat uns „gegenständig“ angesprochen und uns versichert, wir hätten ein Stück Weltgeschichte gemacht. Bei dem Anfang, den die Geschichtsbücher nach dem Krieg annehmen werden, darf ich hoffen, daß also auch auf meine Person eine bis anderthalb Seiten Weltgeschichte entfallen werden. Ich bin stolz darauf, dabei gewesen zu sein, und ich habe vor unseren 100ern einen großen Respekt bekommen. Schön war es ja nicht immer. So konnte ich es stundenlang gar nicht fassen, daß unser junger Gruppenführer, der mir ein guter Freund geworden war, und mit dem ich soeben fröhlich geklappert hatte, der Fährlich Hofer von Kobenstein, durch einen Schuß fiel.

Du hast mich gebeten, einmal das Psychologische zu schildern, das man im Schlachtenbraus erlebt. Nun, ich muß sagen, für mich selbst fürchtete ich nichts. Ich wunderte mich selbst darüber und kann es heute noch nicht verstehen. Mein ganzes Interesse konzentrierte sich auf die Kameraden. Ich beobachtete scharf, was jeder einzelne machte, wie sich die Verwundeten verhielten. Ich empfand jedesmal einen Kummer, wenn ich sah, daß eine Granate eines der hübschen Tännchen des nahen Waldchens aus dem Boden warf und zusammenknickte. Eine förmliche But bekam ich über eine solch sinnlose Verschwendung der Natur. Daran, daß ich selbst ebenso verschandelt werden könnte, dachte ich kaum einmal. Etwas wie Angstgefühl hatte ich nur in einem kritischen Moment. Das war am Freitag m/Tag nach dem eben abgeklungenen Sturmangriff und nachdem wir im Gegenstoß in einen Graben gekommen waren, der kein Graben mehr war, sondern nur noch eine kaum merkbare Bodenwelle. Da herrschte eine kurze Zeit absolute Stille, Totenstille. Die Artillerie schloß nicht mehr, sie fürchteten offenbar auf beiden Seiten, ihre eigenen Leute zu beschießen. Das war für mich der schrecklichste, unheimlichste, grauenshafteste Augenblick in den ganzen acht Tagen. Da sagte ich mir: Nun ist alles aus, nun sehe ich von Euch daheim keinen mehr. Komisch, wie die Herzen manchmal reagieren. Der erste Kanonenschuß wieder wieder die alte Spannung, die alte Unternehmungslust, die alte Kaltblütigkeit. Alles war vergessen, als ich einen Freund aus Mannheim wieder sah, der mir im Drang der Geschäfte abhandeln gekommen war. Er „arbeitete“ an einer anderen Stelle mit Handgranaten. Wir begrüßten uns mit dem bei uns Sitte gewordenen Schlußruf: „Willi, bei mir lebst noch!“ In der Schlacht ist es, wie wenn man nach Jahrzehnten einem alten Kriegskameraden wieder begegnet, obwohl man sich erst vor fünf oder zehn Minuten getrennt hat. Jeder ist froh, wenn er auf die stereotypen Frage: „Wißt noch ganz?“ mit einem „Ja!“ antworten kann.

Die Franzosen haben einen ordentlichen Reinfall erlebt, und sie konnten jetzt doch wirklich genug haben. Denn nach vorfichtigster Berechnung unserer Oberleitung haben sie bei der Offensiv alles in allem 200 000 Mann eingebüßt. Gewonnen haben sie damit knappe 40 Quadratkilometer Land, das teilweise von uns bereits wieder zurückerobert worden ist. Pro Quadratkilometer hatten sie also 5000 Mann Verluste. Nun halten wir aber noch etwa 50 000 Quadratkilometer Land in Belgien und Frankreich besetzt. Rollen uns die Franzosen in dem Stil daraus vertreiben, wie sie es jetzt gemacht haben, so brauchen sie dazu eine Kleinigkeit von 250 Millionen Soldaten! Glaubst Du, daß Ritzener ihnen die liefern wird? Ich auch nicht! Ein Gutes hat die Offensiv für uns doch gehabt. Vor dem meinte man, es wäre wunder was für ein Ereignis, wenn sie einen ein paar Granaten auf's Feld schickten oder r'ndits ein paar Gewehrkalben herübergeschossen. Das ist uns jetzt ein Notwasser, ja man braucht es geradezu zur Abwehrung beim Etal. So wächst der Mensch mit der Größe seiner Zwecke und der — Geschicklichkeit. Hermann Winter.

Dermishtes.

* Französische Todesanzeige. Der französische Nationalist Lucien Millebohe hat in den jehigen Kämpfen in der Champagne seinen Sohn verloren. Er gibt die Todesnachricht in folgender Form bekannt:

„Mein Sohn Henri Millebohe ist von einer deutschen Kugel glorreich getötet worden. Ich beweine ihn heute. Morgen, übermorgen und bis zum letzten Tage meines Lebens werde ich ihn rächen!“

Solche Angriffe offenbaren den tiefen seelischen Gegenstoß zwischen Deutschen und Franzosen. Kein Deutscher wäre imstande, im cherschen Schmerz um den gefallenen Sohn auch noch die Kraft zur Deklamation zu finden.